

Seit über zehn Jahren besteht ein Teil meines Berufes darin, in Schulen aus meinen Kinderbüchern vorzulesen. Aufgrund meines zugegebenermaßen nicht hundertprozentig niedersächsischen Nachnamens werde ich gerne auch in Schulen eingeladen, in denen ein großer Teil der Kinder den berühmten „Migrationshintergrund“ hat. Oft werde ich vor diesen Kindern gewarnt. Meist von den Lehrkräften anderer Schulen.

Als mein erstes Kinderbuch gerade erschienen war, las ich eine ganze Woche in meiner Heimatstadt Kassel, jeden Tag in einer anderen Grundschule. Am zweiten Tag fragte mich eine sehr betulich wirkende Lehrerin im Sehrgutverdiener-Viertel Wilhelmshöhe, welche Schulen ich im Laufe der Woche noch besuchen würde. Ich nannte ihr die Namen, darunter eine Schule in der Kasseler Nordstadt.

„Oh“, sagte sie und runzelte dabei ihre Stirn, „... da geht’s gerne mal rund, das sind fast nur Ausländerkinder, die sprechen kaum Deutsch und werden ihrer Lesung nicht folgen können, Sie legen ja sehr viel Wert auf Sprache – da werden Sie keinen Spaß haben.“ Danke fürs Mutmachen, dachte ich. Und überlegte, ob ich mich vielleicht bewaffnen sollte. Sowohl Nahkampf- als auch Distanzwaffen schienen mir angesagt zu sein.

Aber erstens kam ich selbst aus einem solchen Viertel und einer solchen Schule - und zweitens hatte ich durch den Besuch des einen oder anderen Punkrockkonzertes gelernt, dass ein bisschen Randalie nicht bedeutet, dass die Show dem Publikum nicht gefällt. Dennoch war ich

leicht nervös. Aber guter Dinge.

Also stand ich am nächsten Tag unbewaffnet vor der 4. Klasse dieser „Ghettoschule“ und dachte: Hey, da sind sie ja, die „United Colors of Benetton“. Kinder mit weißer, schwarzer und brauner Haut – inklusive aller Zwischenschattierungen. Aber die Kids sahen mich so neugierig an, dass ich mir augenblicklich sicher war, dass dies ein schöner Vormittag werden würde. Ich stelle mich kurz vor, erzählte etwas meinem Beruf, zu meinem Buch und auch zu meiner seltsamen Vornamen/Nachnamenkombination und damit zu meiner Herkunft. Und dann begann ich zu lesen.

Ich spürte, dass die Wenigsten es gewohnt waren, dass man ihnen vorlas. Sie fremdelten ein wenig mit der Situation. Aber nach den ersten zappeligen fünf ADHS-Minuten war die Angelegenheit geklärt. Sie hörten interessiert und konzentriert zu. Ich erzähle das nicht aus Eitelkeit – mich und meine Bücher kann man gerne auch doof finden, ist ja immer Geschmacks- und Ansichtssache –, ich erzähle es, um zu beschreiben, wie toll diese Kinder waren. Für mich. Als Lesungspublikum. Und als Kinder.

Nach den Lesungen spreche ich immer noch mit den kleinen Zuhörern, beantworte Fragen, stelle Fragen. Und hier faszinierten mich vor allem zwei Dinge: Die klügsten Kommentare kamen damals von den beiden Mädchen mit Kopftuch. Auch wenn ich nicht viel von religiösen Bekleidungsregeln halte und ich besonders Kopftücher bei Kindern bedenklich finde, freute ich mich über dieses schöne Beispiel dafür, dass die Realität meist differenzierter ist, als der gemeine AfD-Wähler sie sich wünscht. Und die rührendsten Dinge sagte ein schwarzer Junge, der

tatsächlich kaum deutsch sprach, aber trotzdem die ganze Zeit aufmerksam zugehört hatte und sich unbedingt am Gespräch beteiligen wollte. Er erzählte mir langsam, stokelig, aber konzentriert, wie er einmal selbst – so wie das Mädchen in meinem Buch – allein Zuhause gewesen sei und Angst gehabt habe. Und wie er diese Angst überwinden konnte. Da musste ich kurz durchschnaufen.

Und was soll ich sagen: Solche Situationen erlebte ich in den sogenannten „Brennpunktschulen“ immer wieder: Interessierte, aufmerksame, kluge, mich inspirierende, ja gerne auch sehr lebhaft Kinder, die sich freuen, dass ich das tue, was ich tue: Ihnen vorlesen, sie ernst nehmen und mit ihnen sprechen. Und die verwundert und interessiert zur Kenntnis nehmen, dass jemand, der „El Kurdi“ heißt und in Jordanien geboren wurde, von sich sagt, dass er ein deutscher Schriftsteller ist.

Ich antworte dann immer: „Wieso, ist doch normal, ihr seid doch auch Deutsche!“ und ernte damit in der Regel einen Sturm der Entrüstung.

„Ey, Alta, isch bin Libanese!“ protestierte zum Beispiel mal ein Junge in einer niedersächsischen Kleinstadt.

„Und wo bist Du geboren?“, fragte ich ihn.

Er schaute mich verwirrt an: „Na, hier in Peine! Wieso?“

Und dann erklärte ich ihm, warum er für mich nicht nur Libanese, sondern auch Deutscher ist und warum er in dieses Land gehört und warum es wichtig ist, dass er und ich und all die anderen, die selbst oder deren Eltern oder Großeltern nicht in Deutschland geboren wurden, hier bleiben.

Und irgendwann wurde mir klar: Das sagt den Kindern sonst keiner. Dass man deutsch UND arabisch sein kann. Oder deutsch UND türkisch. Oder Deutscher UND Muslim. Oft noch nicht mal die ansonsten meist bewundernswerten Lehrerinnen an solchen Schulen, die in der Regel tausendmal engagierter und herzlicher sind als andernorts. Weil sie wissen, dass man diesen Kindern nur mit viel Einsatz, Unterstützung und Zuneigung helfen kann. Nicht weil sie von Geburt an schwierig oder dumm sind, sondern weil diese ansonsten ganz normalen Kindern – denn nichts anderes sind sie: stinknormale Kinder, mal netter, mal nerviger, mal klüger, mal dümmer – permanent vermittelt bekommen, dass sie ein Problem sind.

Sie kriegen mit, dass fast alles an ihnen problematisiert wird: ihre Herkunft, ihre Religion, ihre Zweisprachigkeit, die angeblich verhindert, dass sie richtig deutsch lernen, sie kriegen auch mit, dass man ihnen unterstellt, dass sie angeblich das Lernniveau an den Schulen senken. Manche dieser Kinder haben tolle Mütter und Väter, die einiges an Demütigungen auffangen können, manche haben aber eben auch – ähnliche wie viele ursprungsdeutsche Kinder – Eltern, die alles noch schlimmer machen. Und oft sind da die engagierten LehrerInnen die einzigen, die da ein bisschen dagegenhalten können.

Aber manchmal sind auch die sprachlos. So wie ich, wenn ich in eine Klasse komme und frage, wer denn das Mädchen auf dem hochkopierte Foto an der Wand ist und man mir erzählt, das sei ein Mitschülerin, die vor einer Woche nach Serbien abgeschoben wurde. Ein in Deutschland geborenes und aufgewachsenes Kind. In einem solchen Moment bin ich mir plötzlich unsicher, ob es richtig ist, den Kindern zu erzählen, dass sie in dieses Land gehören.